

## Neue Sachbücher

## Nur das unmittelbar Vorhandene zählt

Als Claude Lévi-Strauss vor über achtzig Jahren seine Expedition zu den letzten noch unberührten Indianervölkern Brasiliens unternahm, traf er im Innern des Mato Grosso auf eine Gesellschaft, die ihm im Nachhinein wie eine Verwirklichung von Rousseaus Utopie erschien. Die Nambikwara, ein Volk von Jägern und Sammlern, verfügten nur über die allernotwendigsten materiellen Güter, und ihre soziale Ordnung war auf das Wesentliche reduziert: die Kernfamilie, ein schwach ausgebildetes Häuptlingstum und ein paar rudimentäre Verwandtschaftsregeln. Die Gesellschaft der Nambikwara war so einfach strukturiert, dass sie sich – wie er in den „Traurigen Tropen“ schrieb – letztlich der soziologischen Erfahrung entzog. Denn eigentlich bestand sie nur noch aus Individuen.

Diese vielzitierte Passage aus dem Reisebericht des großen französischen Ethnologen kommt einem unwillkürlich in den Sinn, wenn man Daniel Everetts Beschreibung der brasilianischen Pirahã liest. Auch diese knapp 400 Personen zählende Gesellschaft, die an einem Nebenfluss des Amazonas von Jagen, Sammeln und Fischen leben, begnügt sich mit einem Minimum an sozialer, politischer und ökonomischer Organisation. Die Pirahã haben eines der einfachsten Verwandtschaftssysteme der Welt, sie kennen keine politischen Führer, sie legen keine Vorräte an, sondern essen, wenn sie zu essen haben, und sie hungern tagelang, wenn der Jagderfolg einmal ausbleibt.

Lévi-Strauss' „rousseauistische“ Darstellung der Nambikwara ist verschiedentlich kritisiert worden, weil er sich bei ihnen nur einige Wochen aufhielt. Im Fall des amerikanischen Ethnolinguisten Daniel Everett sind solche Zweifel jedoch kaum angebracht. Seine Aufenthaltzeit bei den Pirahã beliefen sich auf mehr als sieben Jahre. Er wohnte in ihren Dörfern, nahm an ihren alltäglichen Verrichtungen teil, erlernte ihre Sprache und studierte ihre Gebräuche. Allerdings lag die wissenschaftliche Erforschung der Pirahã zunächst gar nicht in seiner Absicht. Everett war Mitte der siebziger Jahre zu ihnen gekommen, um sie zum Christentum zu bekehren. Den Schilderungen der Entbehrungen, Missverständnisse und Gefahren, die er und seine Familie in dieser Zeit auf sich nehmen mussten, räumt er in dem Buch nicht weniger Platz ein als den Erörterungen des wissenschaftlichen Ertrags seiner Unternehmung. Und sie lesen sich fesselnd wie ein klassischer Abenteuerroman.

Die ersten Kontakte der Pirahã zu Händlern, Regierungsbeamten und Missionaren lagen damals schon viele Jahrzehnte zurück. Dennoch hatten sie sich den Einflüssen der Zivilisation erfolgreich widersetzen können. Ihre Hütten bauten sie immer noch in derselben einfachen Weise wie ihre Vorfahren. Werkzeuge tauschten sie bisweilen ein, ließen sie aber achtlos im Urwald verrotten, wenn sie sie nicht mehr brauchten. Moderne Techniken interessierten sie nicht. Gefallen fanden sie allein am Alkohol, mit dem brasilianische Händler sie gelegentlich versorgten. Auch dem amerikanischen Missionar traten sie anfangs reserviert gegenüber. Sie dachten nicht daran, ihm zu helfen, als seine Familie schwer an Malaria erkrankte. Das mochte ihrer eigenen Einstellung zu Krankheit und Tod noch entsprechen. Empfindlicher traf es den Missionar da schon, dass sie ihn – von einem dubiosen Händler aufgehetzt und unter Alkohol gesetzt – eines Tages fast umgebracht hätten, hätte er sich nicht in seiner Hütte verbarrikadiert.

Dass Daniel Everett und seine Frau trotz allem blieben, mag zunächst an ihrem Sendungsbewusstsein gelegen haben. Beide arbeiteten im Auftrag des Summer Institute of Linguistics, einer wissenschaftlichen Einrichtung, die auf dem Gebiet der Dokumentation und Analyse indi-

Ein wunderbarer und zutiefst verstörender Erfahrungsbericht: Der Ethnologe Daniel Everett hat jahrelang mit den Pirahã-Indianern am Amazonas gelebt.



Sie machen den Linguisten Angst: Brasilianische Pirahã-Indianer

ben und Mengen sind unbekannt. Noch außergewöhnlicher aber ist, dass es in dieser Sprache keine Zahlwörter gibt.

Wie Everett bei verschiedenen Versuchen feststellte, kommen auch die Erwachsenen mit dem Zählen und Rechnen nicht zurecht, weil sie in einem sprachlichen Universum groß geworden sind, in dem die abstrakten Zahlkategorien schlichtweg nicht existieren. Eine Besonderheit, in der sich das Pirahã wohl von allen anderen bisher dokumentierten Sprachen unterscheidet, ist das Fehlen der sogenannten Rekursion, also der grammati-



Abb. a., d. bespr. Band

gener Sprachen große Verdienste erworben hat. Doch dient das von einer evangelikalen Missionsgesellschaft unterhaltene Institut vor allem religiösen Zielen. Durch seine Forschungsarbeiten soll die Voraussetzung dafür geschaffen werden, das Neue Testament in alle Sprachen der Welt zu übersetzen. Je länger Everett bei den Pirahã lebte und je intensiver er das Studium ihrer Sprache betrieb, desto größer wurden freilich auch seine Zweifel an dem Sinn eines solchen Unternehmens. Lassen sich bestimmte Geschichten und Ereignisse, die sich vor zweitausend Jahren in einer Kultur in Vorderasien abspielten, tatsächlich mit dem sprachlichen Inventar eines im Inneren des Amazonasbeckens lebenden Volkes wiedergeben?

Folgt man seiner Darstellung, dann handelt es sich beim Idiom der Pirahã um eine der schwierigsten und ungewöhnlichsten Sprachen der Welt, die kaum mit einer anderen verwandt ist. Auffällig ist bereits, dass sie lediglich über elf Phoneme verfügt, während die europäischen Sprachen an die vierzig dieser kleinsten bedeutungsunterscheidenden Einheiten kennen. Das Pirahã benötigt daher zur Bildung von Wörtern weit größere Lautzusammensetzungen als die meisten anderen Sprachen. Überraschend ist aber vor allem, dass es zahlreiche Eigenschaften nicht aufweist, von denen man früher annahm, dass sie eigentlich zu jeder Sprache gehören müssten. Die Gegenwart wird im Pirahã von der Vergangenheit und der Zukunft nur rudimentär unterschieden. Wörter für Far-

kalischen Möglichkeit der Bildung von Nebensätzen. Wollen die Pirahã kompliziertere Zusammenhänge ausdrücken, so können sie dies nur, indem sie Abfolgen von Substantiven und Verben kettenförmig aneinanderreihen. Eine Zustandsbestimmung zusammen mit einem Ereignis oder einer Handlung in einen einzigen Satz zu packen erlaubt ihre Sprache nicht. Die Veröffentlichungen von Everetts ersten Befunden über die ungewöhnlichen sprachlichen Strukturen des Pirahã haben in der amerikanischen Linguistik eine lange Debatte ausgelöst. Durch sie wurde nämlich eine Theorie in Frage gestellt, die die internationale Sprachwissenschaft über Jahrzehnte hin beherrschte. Noam Chomsky hatte in den sechziger Jahren seine These von der generativen Transformationsgrammatik aufgestellt, der zufolge allen Sprachen eine Art von Regelsystem zugrunde liegen soll, das jeder Mensch von Geburt an in sich trägt.

Es bestimmt über Syntax, Phonologie und Morphologie. Seine Gleichförmigkeit macht das Erlernen der eigenen, aber auch jeder anderen Sprache möglich. Wichtige Bestandteile der Chomskyschen Theorie stellen dabei bestimmte sprachliche Universalien dar, zu denen insbesondere die Rekursion zählt. Aber gerade die gibt es im Pirahã nicht. Zur Erklärung dieser und anderer Besonderheiten wendet sich Everett daher älteren Ansätzen zu, wie sie vor allem in der Ethnolinguistik durch Forscher wie Edward Sapir und andere entwickelt worden waren. Anders als Chomsky gingen sie nicht von

angeborenen Strukturen aus, sondern legten ihren Schwerpunkt auf die Prägung der Sprache durch die jeweilige Kultur und natürliche Umwelt.

Die Eigenheiten der von den Pirahã gesprochenen Sprache finden Everetts Meinung nach ihre Erklärung darin, dass in ihrer Welt nur das unmittelbar Erlebene zählt. Alle sprachlichen Aussagen gingen bei ihnen vom Hier und Jetzt aus. Sie bezogen sich auf die Situation des Sprechers und seiner Zuhörer. Dabei werde nur das als gültig akzeptiert, was die beim Sprechakt Anwesenden selbst erlebt haben. Abstraktionen, die über diesen persönlichen Erfahrungsbereich hinausgingen, hätten für sie keinerlei Wert. Aus diesem Grund benötigten sie auch keine Zahlen oder Mengenangaben. Denn auf das unmittelbar Vorhandene könne man immer hindeuten. Schöpfungsmythen und andere weit in der Vergangenheit liegende Ereignisse seien den Pirahã fremd, weil kein Lebender sie aus eigener Anschauung bezeugen könne.

Ihre Verwandtschaftstermini gingen aus demselben Grund nur bis zur Generation der Großeltern zurück. Wenn sie keine Lebensmittelvorräte anlegten, dann deshalb, weil ihnen die Zukunft nicht weniger fern läge als die Vergangenheit. Träume würden ihnen dagegen als Fortsetzung der Realität gelten. Auch Naturgeister, von deren Erscheinungen Einzelne immer wieder berichteten, wären für sie Teil der gelebten Wirklichkeit, während sie die Idee einer Schöpfergottheit oder eines höchsten Wesens als absurd ansähen. Denn für solche transzendenten Gestalten gäbe es eben keine unmittelbare Evidenz.

In der Hingabe an die unmittelbare Gegenwart sieht Everett auch die Ursache für das gesteigerte Glücksempfinden der Pirahã. Denn um die Zukunft würden sie sich ebenso wenig Sorgen machen, wie das für immer Vergangene sie noch berühren könne. Die Fixierung auf das Hier und Jetzt bietet ihm auch den Schlüssel dafür, weshalb sie der christlichen Botschaft so wenig abgewinnen konnten. Hätte er denn selbst Jesus je gesehen? Oder würde er irgendjemand kennen, der ihm wirklich begegnet sei? So und ähnlich fragten sie ihn immer wieder, wenn er ihnen vom Christentum erzählte.

Je tiefer Daniel Everett in die Sprach- und Gedankenwelt der Pirahã eindringt, desto weniger konnte er sich ihren Argumentationen verschließen. Das Buch, das wie ein Abenteuerroman beginnt, verwandelt sich so in einen Bildungsroman. Es berichtet von der Konversion des Autors. Denn Everett sah sich nach seinem eigenen Eingeständnis bald nicht mehr dazu fähig, sich mit derselben Naivität wie früher zu seinem Glauben zu bekennen. Die ganz im Hier und Jetzt lebenden Pirahã hatten ihn zu ihrer eigenen Weltsicht bekehrt. Obgleich seine Familie darüber zerbrach, wurden seine Zweifel so groß, dass er seine missionarische Tätigkeit aufgab und sich nur noch der Forschung widmete.

Diese überraschende Wende bildet den Höhe- und Endpunkt eines Buches, in dem persönliche Erlebnisse und wissenschaftliche Einsichten geschickt miteinander kombiniert werden, um sich wechselseitig zu kommentieren. Mit Lévi-Strauss' „Traurigen Tropen“ hat es mehr gemeinsam als die anrührende Schilderung einer Gesellschaft, die dem Ansturm der Moderne lange getrotzt und ihre Eigenheiten bis in die Gegenwart zu behaupten verstanden hat. Wissenschaftliche Abhandlung und persönliches Bekenntnisbuch in einem, nimmt es die alte Tradition des philosophischen Reiseberichts wieder auf. Man legt es nur ungern aus der Hand. Was alleine stört, ist der für die deutsche Ausgabe gewählte plakative Titel. Leider wird er diesem vielschichtigen und ambitionierten Werk alle andere als gerecht. KARL-HEINZ KOHL

**Daniel L. Everett: „Das glücklichste Volk“. Sieben Jahre bei den Pirahã-Indianern am Amazonas.** Aus dem Englischen von Sebastian Vogel. Deutsche Verlags-Anstalt, München 2009. 414 S., geb., Abb., 24,95 €.

## Briefe an die Herausgeber

## Reformschule und „gewaltfreier“ Sex mit Kindern

Zu Ihrem Artikel zur Pädagogik in der Odenwaldschule in der F.A.Z. vom 13. März: In der Diskussion um die entsetzlichen Vorgänge an der „reformpädagogisch“ arbeitenden Odenwaldschule müssen der zeitgeschichtliche Hintergrund und gewisse Strömungen berücksichtigt werden, die sicher auch in einem Zusammenhang mit den Missbrauchsfällen stehen. Es war eine Zeit, in der heftig über das deutsche Sexualstrafrecht diskutiert wurde. Auch sexuelle Kontakte zu Kindern waren von dieser Diskussion nicht ausgenommen.

Sogenannter „gewaltfreier“ Sex mit Kindern wurde – im Gegensatz zu gewaltsamem Missbrauch – in den siebziger und achtziger Jahren verharmlost und sogar propagiert. Auf dem Landesparteitag der Grünen in Nordrhein-Westfalen wurde 1985 beispielsweise ein Positionspapier verabschiedet, in dem die völlige Abschaffung der Paragraphen 174 bis 176 StGB gefordert wurde. Zur Begründung hieß es im Einzelnen: „Einvernehmliche Sexu-

tät (ist) eine Form der Kommunikation zwischen Menschen jeglichen Alters, Geschlechts, Religion oder Rasse und vor jeder Einschränkung zu schützen.“

Sex mit Kindern sei „für beide Teile angenehm, produktiv, entwicklungsfördernd, kurz: positiv“. „Einvernehmliche sexuelle Beziehungen dürfen grundsätzlich nicht kriminalisiert werden“, es sei nicht hinzunehmen, dass Erwachsene, die „die sexuellen Wünsche von Kindern und Jugendlichen ernst nehmen und liebevolle Beziehungen zu ihnen unterhalten“, mit Gefängnis bis zu zehn Jahren bedroht würden. Das Programm wurde mehrheitlich mit 76 zu 53 Stimmen angenommen. Zwar taucht in einer späteren Fassung eine abgeänderte Formulierung auf, man warte in der aktuellen Diskussion jedoch vergeblich darauf, wie sich die Partei zu diesem Mehrheitsbeschluss in ihren eigenen Reihen stellt. Das Eingeständnis einer fatalen Fehleinschätzung pädophiler Aktivitäten ist bisher nicht erfolgt.

BIRGIT KUHN, SCHÄFTLARN/ZELL

## Die Polen ritten in guter Ordnung an

Leserin Dr. Natalia Bulicz verdient große Zustimmung für ihre Darlegung der politischen Zusammenhänge des polnisch-sowjetischen Krieges 1919/20 („Die Russen besaßen Lemberg nie“, F.A.Z. vom 5. März). Ihre Bemerkung, der polnische Sieg vom 15. Juli 1920 bei Warschau habe den Konflikt beendet, muss jedoch korrigiert werden, denn bis zum Waffenstillstand am 18. Oktober 1920 haben noch erhebliche Kämpfe stattgefunden. Sie kulminierten in der Kesselschlacht von Zamosc vom 30. August bis 2. September 1920, in welcher die sowjetische „Konarmia“ unter Führung des sowjetischen Reitergenerals Budjonny nur mit knapper Not der völligen Vernichtung entging. Wichtig dabei war ein gewaltiges Aufeinandertreffen von etwa 40 000 russischen mit rund 27 000 polnischen Reitern unter dem Befehl von Oberst Juliusz Rommel in mehreren Gefechten am 31. August 1920, welches die Polen trotz numerischer Unterlegenheit glänzend für sich entschieden.

Kornel Krzczunowicz, der nicht nur Augenzeuge, sondern entscheidender Mitgestalter der Schlacht war, hat mir 1984 in London, wo er als über neunzigjähriger Emigrant lebte, seine Erlebnisse genau geschildert: Als Rittmeister der Reserve führte Krzczunowicz am Nachmittag des 31. August 1920 das 8. polnische Ulanenregiment, weil der Regimentskommandeur Tage vorher wegen schwerer Verwundung ausgefallen war. Es bestand aus 350 Reitern, von denen 50 in der Vormittagschlacht gefallen oder verwundet worden waren. Die weit überlegenen Russen griffen die Polen über eine weite Ebene an; sie galoppierten schreiend und ihre Säbel

schwingend über eine Strecke von tausend Metern auf die Polen zu und ermüdeten so ihre Pferde. Von den fünf Schwadronen des 8. Ulanenregiments waren zwei noch nicht im Kampf gewesen; auch die anderen Schwadronen waren ausgegüht. Die Polen ritten im Trabe, schweigend und in guter Ordnung an; Krzczunowicz ermahnte sie, eng aufgeschlossen zu reiten. Eine von seinem Bruder, der im Brigadestab diente, zugerufene Aufforderung, ebenfalls anzugaloppieren, ignorierte er. Erst hundert Meter vor der sowjetischen Front fiel das polnische Ulanenregiment auf Krzczunowicz' Befehl mit geschwungenem Säbel und donnerndem Hurra in den Galopp. Die nervös gewordenen Russen feuerten fünfzig Meter vor dem Zusammentreffen ihre Pistolen auf die Polen ab – ohne Wirkung. In dem Nebel haben Krzczunowicz und der sowjetische Kommandeur, einem gewissen Herkommen gemäß, einander gesucht und gefunden, um sich persönlich zu bekämpfen. Beide feuerten aus nächster Nähe ihre Pistolen aufeinander ab, aber sie verfehlten sich. Doch dann hat ein polnischer Ulan mit seiner Lanze den sowjetischen Offizier durchbohrt und getötet.

Krzczunowicz hat das bedauert. Er sagte mir wörtlich: „Der Kerl (sein polnischer Kamerad) hatte keine Manieren.“ Die Russen waren wenige Minuten nach dem Zusammenprall mit den Polen geworden und flohen. Die gute Ordnung der polnischen Attacke und das donnernde Hurra bewirkten, dass sich Krzczunowicz bereits als Sieger fühlte, noch bevor die Linien aufeinandertrafen.

DR. RICHARD GIESEN, BOTSCHAFTER A.D., WACHTBERG-NIEDERBACHEN

## Für gewöhnlich sehr gut informiert

Zur Rezension von Gregor Schöllgen „Auf dem Weg in die Hausbar“ (F.A.Z. vom 17. März): Helmut Schmidt, zu dessen Zeitgenossen ich mich, als dem Jahrgang 1922 angehörig, wohl zählen darf, beeindruckt mich bis heute als Mann, der in mitunter karg anmutenden Sätzen doch Klarheit verbreitet. Eines bleibt mir aber unverständlich. Im Gegensatz zu mir, dem im Juli 1941 zur Wehrmacht gekommenen und einige Monate später bereits vor Moskau eingesetzten Nachrichtensoldaten, späteren Obergefreiten und Unteroffizier, scheint mir die prädatierte Unkenntnis der Begriffe Dachau und Auschwitz bei einem Offizier nicht ganz einleuchtend.

Bereits lange vor Kriegsausbruch ging in der Bevölkerung, selbst unter Jugendlichen, ein Ausspruch um: „Sei bloß still, sonst kommst du nach Dachau!“ Bürger, so auch mein Vater, die jüdische Freunde, Geschäftsfreunde, oder einfach nur Bekannte hatten, hörten von deren zeitweiliger Inhaftierung oder „Verbringung“ in ein Lager. Nach Entlassung verweigerten sie Äußerungen über das, was vorgegangen war, widrigenfalls sie erneute Verbringung zu befürchten hätten. Ein guter Bekannter äußerte nur lakonisch: „Ich sag' nix, aber die Fischsupp' war gut.“

Das war vor dem Krieg. Kaum ein halbes Jahr Soldat, erzählte mir zu Anfang Januar 1942 ein alter Mann, der Überleben-

der sein konnte, von Massenmorden an Juden im Raum Bobruisk. Im Herbst 1942 in der Ukraine war ich, damals Gefreiter bei einer Nachrichteneinheit im Dienste des FHQ, nicht allein auf Berichte möglicher Zeugen angewiesen, ich ließ mir von einem Trupp deutscher, dem Gehörten nach aus bürgerlichen Kreisen stammender „Arbeitsjuden“ sagen, dass man sie mit Beginn des Winters, wenn kein Straßenbau mehr möglich sei, töten werde.

Im Spätherbst 1944 war ich vorübergehend im slowakisch-ungarischen Kaschau. Just in diesen Tagen hatten die Pfeilkreuzler alle Juden der Stadt „weggebracht“. Unser Kompaniechef wohnte in den Räumen eines ohne konkrete Aussagen zu seinem Verbleib – nur ein vielsäufiges Schulterzucken anderer Hausbewohner – plötzlich verschwundenen Primararztes. Das Wort Auschwitz fiel nicht, man vermied es bewusst, fürchtete Probleme für sich selbst, etwa unter dem Stichwort „Greuelpropaganda“.

Noch später, nach der Eroberung von Auschwitz durch die Rote Armee, vermied man es immer noch, die Tatsachen zu benennen, obwohl sie bei uns, den für gewöhnlich sehr gut informierten Angehörigen der Nachrichtentruppe, selbst ein einfacher Funker bereits kannte.

DR. HANS-CH. RIEDELBAUCH, BAD KREUZNACH

## Keine finanziellen Interessen

Zu dem Artikel „Lukrativ“ (F.A.Z. vom 10. März): Auch diese Überschrift zur Diskussion über die EVA-Studie belegt, dass selbst ein Ressort „Natur und Wissenschaft“ nicht ohne tendenziöse Unterstellungen auskommt. Die Klarstellung der Kooperationsgemeinschaft Mammographie bezog sich einzig und allein auf eine missverständliche Pressemitteilung von Frau Professor Kuhl zu der genannten Studie. Die begriffliche Vermengung von „Mammographie-Screening“ und „risikoadaptierter Brustkrebsfrüherkennung“ war Ursache vieler irreführender Pressemitteilungen. Diese verwirrenden Überschriften haben zu vielen verängstigten Reaktionen der Frauen geführt, die Anspruchsberechtigte des Mammographie-Screening-Programms sind.

Es geht der Kooperationsgemeinschaft überhaupt nicht um finanzielle Interessen. Wir sind dafür verantwortlich, die Effizienz dieses Programms gegenüber

Politik und Öffentlichkeit zu bewerten. Neben den Qualitätsparametern ist die Teilnahmerate hierfür eine entscheidende Stellgröße. Über die ständige teils diskriminierende und verfälschende Berichterstattung im politischen und wissenschaftlichen Raum läuft man allerdings Gefahr, einen derartigen Effizienznachweis zu verunmöglichen.

Wenn das Ziel dieser Medienarbeit Verunsicherung und Verängstigung von Frauen ist, verhindert diese Strategie die Früherkennung von kleinen Brustkrebsstadien mit hoher Heilungswahrscheinlichkeit. Neben der zynischen Vernachlässigung der Einzelfälle betroffener Frauen verhindert man hierdurch den wissenschaftlichen Evidenznachweis, nämlich eine signifikante Senkung der Brustkrebssterblichkeit und damit die geforderte Evaluation des Mammographie-Screening-Programms.

DR. WOLFGANG AUBKE, KÖLN

## Therapeutische Revolutionen haben es nicht eilig

Medizingeschichte von unten: Johanna Bleker und Volker Hess lesen die Krankenakten der Charité

Heute ist die Berliner Charité mit mehr als 100 Kliniken und Instituten ein Universitätsklinikum von Weltruf. In diesem Jahr feiert die Einrichtung ihr 300-jähriges Bestehen. Wer in dem von zwei ausgewiesenen Berliner Medizinhistorikern herausgegebenen Band eine Festschrift im üblichen Sinne erwartet, der wird angenehm enttäuscht. Im Mittelpunkt stehen die Kranken, aber auch das Pflegepersonal sowie die Ärztinnen und Ärzte, darunter einige illustre Namen in der Medizingeschichte (Virchow, Sauerbruch).

Wie konsequent die Herausgeber und Autoren einen sozialgeschichtlichen Ansatz verfolgen, zeigt sich in der Konzeption. Um die medizinhistorischen Zusammenhänge, die handelnden Personen und auch die Konflikte, die im Krankenhausalltag unvermeidlich sind, darzustellen, wurde ein innovativer Ansatz gewählt. In den ersten sechs Kapiteln, die jeweils einen Zeitabschnitt der dreihundertjährigen Geschichte behandeln, steht ein Patientenschicksal am Anfang. Dieses ist so gewählt, dass sich darin der therapeuti-

sche Alltag, aber auch die Grenzen und Möglichkeiten der medizinischen Versorgung zu jener Zeit wie in einem Brennglas spiegeln. Ein ähnliches Konzept wurde übrigens auch mit Erfolg in der neuen Dauerausstellung des Berliner Medizinhistorischen Museums an der Charité umgesetzt. Hier ist also die Forderung des englischen Medizinhistorikers Roy Porter aus den achtziger Jahren, eine Medizingeschichte „von unten“, also aus Patientensicht, zu schreiben, ernst genommen worden.

Eine wichtige Patientengruppe waren in der Frühgeschichte der Charité die psychisch Kranken. Seit 1798 gab es eine eigene Irrenabteilung, in der auch neue Methoden der Behandlung ausprobiert wurden, wie der Drehstuhl, der durch den ausgelösten Schwindel heilend wirken sollte. Ein Instrument zur Ruhigstellung war der Sack, der dem Kranken übergestülpt wurde. Leider erwähnt dieses ansonsten vorzügliche Kapitel über die „Irrenpflege“ in der Charité nicht den Arztaufstellungsprozess, dem sich der Leiter dieser Abteilung, Ernst Horn, 1811 stellen musste, als

eine Patientin während einer solchen Prozedur verstarb. Mit zu den besten Kapiteln gehört die Darstellung, wie ab 1820 die klinische Wissenschaft ganz allmählich Einzug in die Charité hielt, obgleich diese damals noch kein Universitätsklinikum, sondern im Wesentlichen weiterhin eine Zufluchtstätte für arme Kranke und gleichzeitig eine praktische Ausbildungsstätte für Militärärzte war. Wie langsam therapeutische Revolutionen ablaufen, ist kaum jemals so präzise an einem Fallbeispiel geschildert worden.

Die Glanzzeit der Charité beginnt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als die moderne Chirurgie (mit Antisepsis und Asepsis) auch in diesem Krankenhaus, das nunmehr zur Versorgung der wachsenden städtischen Bevölkerung diente, Einzug hielt. Doch erst 1893, als ein Boykott unter breiter Beteiligung der Bevölkerung den lang ersehnten kompletten Neubau erzwingt und fast gleichzeitig das Krankenhaus immer stärker „entmilitarisiert“ und in die universitäre Ausbildung und Forschung eingebunden wurde, war der Grundstein für den späteren Welt-

ruf gelegt. Als Beispiele für innovative Ansätze dienen in diesem Band die klinische Erprobung des Diphtherie-Serums und die Malariatherapie für Syphiliskranke im Spätstadium.

Wenngleich Ärzten der Charité bis auf eine Ausnahme keine Teilnahme an Verbrechen gegen die Menschlichkeit nachgewiesen werden konnte, so zeigt das Kapitel über die NS-Zeit, dass Anpassung und Mitmachen die Regel waren, Widerstand dagegen die absolute Ausnahme. Die Nachkriegszeit wird nur bis zum Fall der Mauer behandelt, was mit der unzureichenden Forschungslage zusammenhängt. Immerhin wird deutlich, wie stark die Charité in das sozialistische Gesundheitswesen eingebunden war und dass das MIS ein wachsendes Auge auf die Mitarbeiter warf. Die Schwierigkeiten der Aufarbeitung der jüngsten Vergangenheit macht der Epilog dieser sehr lesenswerten Krankengeschichte deutlich. ROBERT JÜTTE

**Johanna Bleker, Volker Hess (Hg.): „Die Charité“. Geschichte(n) eines Krankenhauses.** Akademie Verlag, Berlin 2010. 299 S., geb., 69,80 €.